



HEIKE ABIDI schreibt gemeinsam mit Ursi Breidenbach erfolgreiche Sachbücher, die stets die SPIEGEL-Bestsellerliste stürmen. Auch mit ihren gefühlvollen und unterhaltsamen Wohlfühlromanen begeistert sie ihre Leser*innen jedes Mal aufs Neue. Ihre Geschichten gehen ans Herz und sind die perfekte Leseauszeit vom Alltag. Heike Abidi lebt mit ihrer Familie in der Pfalz.

Außerdem von Heike Abidi lieferbar:

Für Glück ist es nie zu spät. Roman

Noch immer Zeit zu lieben. Roman

Freundinnen bleiben wir für immer. Roman

(gemeinsam mit Ursi Breidenbach)

www.penguin-verlag.de

HEIKE ABIDI

Spätsommer- glück

Roman



PENGUIN VERLAG

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2026 by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Antje Winkler
Umschlaggestaltung und -abbildung: www.buerosued.de
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2026
ISBN 978-3-328-11377-5
www.penguin-verlag.de

Kapitel 1

Kurskorrektur

Sie spürte seine bohrenden Blicke, noch bevor sie sich umdrehte.

»Was willst du?«, fuhr sie ihn an, doch das Zittern in ihrer Stimme verriet ihre Angst.

»Du hast doch nicht ernsthaft geglaubt, ich ließe dich davonkommen? Nicht nachdem du herausgefunden hast, was damals geschah.«

Er trat näher und ließ das Messer aufklappen.

Hektisch schaute sie sich um. Das durfte nicht das Ende sein! Sie musste einen Ausweg finden, und das schnell ...

Seufzend stoppe ich die Audiodatei und ziehe die Kopfhörer aus den Ohren. Die dunkle und bedrohlich klingende Stimme des Hörbuchsprechers verstummt, und

auch wenn für meinen Geschmack die norwegische Sprache generell immer irgendwie freundlich klingt, fühle ich mich, als wäre ich gerade aus einem Albtraum erwacht. Trotz des sonnigen Frühlingswetters läuft mir eine Gänsehaut über den Rücken. Freiwillig würde ich einen Thriller wie *Blutkeller* – so soll der deutschsprachige Titel lauten – weder hören noch lesen, aber ich werde ihn wohl übersetzen müssen, das habe ich Miriam zugesagt. Schon die letzten Bücher der norwegischen Erfolgsautorin Liv Fjell-dal habe ich nur mit Widerwillen bearbeitet, und dieses ist besonders blutrünstig. Früher war ich ein echter Fan solcher Bücher, aber inzwischen kann ich Geschichten über Gewalt und Tod kaum mehr ertragen.

Abrupt bleibe ich stehen, und das mitten auf dem belebten Trottoir. Ich ernte ein paar genervte Kommentare. Menschen müssen ausweichen und schieben sich dicht an mir vorbei, doch ich kann nicht anders – ich verharre reglos, während der Gedanke, der mir gerade durch den Kopf geschossen ist, langsam in mein Bewusstsein sickert und ich mir nach und nach seiner weitreichenden Bedeutung bewusst werde.

Ich will das nicht mehr.

Nie wieder. Das Leben ist zu wertvoll und – wie ich seit Freds Tod schmerzhaft erfahren musste – auch zu kurz, um es mit Projekten zu vergeuden, die mir nicht guttun.

Obwohl das kleine Café im Frankfurter Nordend, in dem ich mit Miriam verabredet bin, nur noch eine Querstraße entfernt ist, lasse ich mich auf die unbequeme Metallbank einer Bushaltestelle sinken und durchdenke

meine Entscheidung noch einmal in aller Ruhe. Bin ich gerade vielleicht zu spontan? Zu emotional? Zu undankbar? Soll ich wirklich alles über Bord werfen, was ich mir in den letzten Jahrzehnten aufgebaut habe? Meinen guten Ruf in der Branche? Womöglich sogar meine Freundschaft mit Miriam?

Wobei – nein. So ist sie nicht. Sie kann Privates und Geschäftliches hervorragend trennen, mit Sicherheit besser als ich. Miriam Sonntag ist eine erstklassige Verlagsprogrammleiterin – perfekt durchstrukturiert, mit einem guten Riecher für erfolgreiche Stoffe und einer Wochenarbeitszeit, die der eines Topmanagers in nichts nachsteht. Soweit ich weiß, bin ich die einzige Übersetzerin, mit der sie nicht nur seit Langem eng zusammenarbeitet, sondern auch befreundet ist. Sie wird meine Entscheidung bedauern, aber respektieren, da bin ich fast sicher.

Ich werfe einen Blick auf meine Armbanduhr – ein Erbstück meiner Großmutter mit goldenem Gehäuse und römischen Ziffern, das ich in Ehren halte. Sie funktioniert noch so einwandfrei wie eh und je, nur das schwarze Lederarmband lasse ich alle paar Jahre erneuern. Jetzt gerade verrät sie mir, dass mir nur noch drei Minuten bis zu unserem Treffen bleiben. Ich sollte mich also lieber beeilen, denn Miriam wartet nicht gern. Aber wer tut das schon?

Obwohl die Glocken der Immanuelkirche noch nicht zur vollen Stunde geläutet haben, ist Miriam schon da, als ich das kleine, süße Café betrete, in dem wir uns allmonatlich treffen. Ich liebe seine heimelige Atmosphäre mit den bun-

ten Sesseln, den Holztischen, den Art-déco-Bodenfliesen und den verschnörkelten Jugendstillampen, die ein gemütliches und sehr schmeichelhaftes Licht spenden.

Miriam sitzt in unserer Lieblingsecke und winkt mir zu. Wenngleich sie fast schon zum Inventar gehört – sie verbringt nahezu jede Mittagspause hier –, wirkt sie rein optisch fast wie ein Fremdkörper, denn an ihr ist absolut gar nichts verschnörkelt. Ihre Silhouette ist schmal und aufrecht, ihr Kleid hat einen geraden Schnitt und ein geometrisches Muster in klaren Primärfarben, sogar ihre präzise geschnittene Pagenkopffrisur wirkt wie ein grafisches Kunstwerk. Auf den ersten Blick könnten sie und ich kaum unterschiedlicher sein – ich bin alles andere als schmal, und meine langen aschblonden Locken haben so gar nichts Strukturiertes an sich.

»Hallo, Hannah«, begrüßt sie mich mit einer herzlichen Umarmung und zwei Wangenküsschen, die allerdings nur gehaucht sind, damit sie mich nicht mit ihrem ferrariroten Lippenstift verschmiert.

»Wie schön, dich zu sehen, du Liebe«, erwidere ich.
»Gut siehst du aus!«

»Das Kompliment kann ich nur zurückgeben. Ist die Bluse neu?« Sie deutet auf meine wild gemusterte Tunika in Blautönen, die ich neulich in einem Secondhandladen erstanden habe.

Ich lächele. »Nicht wirklich – aber ich liebe sie, und sie passt zu mir.« Im Gegensatz zu den düsteren nordischen Krimis, die ich für Miriams Verlag übersetze.

Die Bedienung kommt, und ich entscheide mich für

einen Kräutertee und eine Zimtschnecke, Miriam für einen sauer gespritzten Apfelwein und ein Sauerteigsandwich mit Avocado und Wildkräutern.

»Hattest du schon Zeit, in den neuen Fjelldal-Krimi reinzulesen?«, nimmt sie das Gespräch wieder auf, während wir auf die Getränke warten.

»Ich bin dabei, mir die Hörbuchversion zu Gemüte zu führen.«

Miriam zieht die Augenbrauen hoch bis zum Pony. »Das klingt nicht gerade begeistert.«

Ich atme durch. Jetzt ist wohl der Zeitpunkt gekommen, es ihr zu sagen. »Hör mal, Miriam, ich muss dir etwas gestehen. Es hat nichts mit dir zu tun, aber ...« Ich breche ab. Wie soll ich das jetzt bloß formulieren, ohne sie zu enttäuschen?

»Spuck's einfach aus, Hannah.« Sie lächelt mir aufmunternd zu. Ahnt sie vielleicht etwas?

»Es ist so, dass ich das einfach nicht mehr kann. Diese düsteren Geschichten, die blutrünstigen Morde, die finsternen Gestalten, all die negative Energie, das zieht mich einfach runter. *Blutkeller* wird der letzte Thriller sein, den ich übersetze.«

So, jetzt ist es heraus. Ich bin erleichtert und bedrückt zugleich. Hoffentlich ändert meine Entscheidung nichts an unserer Freundschaft und unseren allmonatlichen Treffen.

Verblüfft starrt Miriam mich an. »Aber ich dachte, du liebst deinen Job!«

Ich nicke. »Das war auch lange Zeit so. Das Übersetzen hat mir großen Spaß gemacht. Aber seit Fred ...«

Die Bedienung kommt mit unseren Getränken, und ich breche ab. Es ist sowieso unnötig, weiterzureden, denn Miriam versteht mich auch ohne Worte.

Freds Tod ist zwar schon fünf Jahre her, aber ich bin noch längst nicht über diese Tragödie hinweg. Unsere Ehe verlief ausgesprochen harmonisch. Fred war ein liebevoller und zärtlicher Ehemann, der mir mit seinem Humor, seiner Unternehmungslust und seinem Optimismus selbst in schwierigen Zeiten das Gefühl gab, mit ihm an meiner Seite alles meistern zu können. Ich hielt uns gemeinsam für unbesiegbar. Doch dann kam dieser grauenhafte Tag im Oktober, als er das herrliche Herbstwetter für eine Radtour nutzen wollte und nie nach Hause zurückkehrte. Weil ihn ein Auto erfasste und er so schwer stürzte, dass er noch im Krankenwagen seinen Verletzungen erlag. Dass der Unfallverursacher Fahrerflucht beging und nie gefunden werden konnte, war für mich fast genauso schwer zu ertragen wie Freds viel zu früher Tod. Er wurde gerade mal vierundfünfzig Jahre alt. Dabei hatten wir so wunderbare Pläne. Wir träumten von einem Wohnmobil, mit dem wir ganz Europa erkunden wollten. Wir wollten unsere Stadtwohnung gegen ein Häuschen auf dem Land tauschen und uns einen Hund anschaffen, vielleicht sogar Hühner. Wir freuten uns auf Enkelkinder, wollten gemeinsam alt werden und dabei glücklich sein.

Gedankenverloren streue ich Zucker in meinen Tee und rühre um. *Människan planerar, men Gud skrattar*, so lautet ein schwedisches Sprichwort. *Der Mensch plant, aber Gott lacht*. Eine schmerzhaftes Erkenntnis, die nicht gerade

Trost spendet. Denn auch wenn man nicht an eine höhere Macht glaubt, die unser Schicksal lenkt, ist es doch Tatsache, dass alles, was ich geplant und erhofft habe, innerhalb von Sekunden zunichtegemacht wurde.

Danach habe ich aufgehört, zu träumen und Pläne zu schmieden, sondern einfach weitergemacht. Im Alltag gefangen, habe ich irgendwie funktioniert. Meinen Job erledigt. Eingekauft, gekocht, geputzt, gewaschen. Freundschaften gepflegt. Mich regelmäßig mit Jonathan, unserem Sohn, getroffen. Inzwischen mit Jonathan und Louisa, seiner Frau. Die beiden haben sich wenige Monate nach Freds Tod kennengelernt und vor gut zwei Jahren geheiratet. Ich vermisse Fred jeden Tag, aber auf der Hochzeit war es besonders schlimm. Neben Louisas Eltern und ihrer weitverzweigten Verwandtschaft fühlte ich mich so unglaublich allein ...

»Hannah, ich verstehe dich«, sagt Miriam und reißt mich damit aus meinen Gedanken. Sanft legt sie ihre manikürte Hand auf meine. »Dann wird *Blutkeller* eben das letzte Buch sein, in dem *Übersetzt von Hannah Berger* steht. Du weißt, wie sehr ich es bedauere, wenn wir künftig nicht mehr zusammenarbeiten, aber ich hoffe, du wirst mit dieser Entscheidung glücklich. Und natürlich bleiben wir Freundinnen.«

»Ich danke dir«, antworte ich und bin froh, dass in diesem Moment das Essen gebracht wird, denn sonst wäre ich womöglich vor Rührung in Tränen ausgebrochen.

»Aber hey, wir beide sind gerade mal Ende fünfzig. Ich für meinen Teil denke noch lange nicht an den Ruhestand,

und du bist ebenfalls noch viel zu jung dafür«, nimmt Miriam nach einer Weile das Gespräch wieder auf.

Ich habe gerade von meiner Zimtschnecke abgebissen, was mir für meine Antwort ein bisschen Zeit verschafft. Denn tatsächlich habe ich noch keine Sekunde lang darüber nachgedacht, was ich künftig mit meinem Leben anfangen will. Alles, was ich weiß, ist, was ich keinesfalls mehr tun will.

»Na ja, ich lasse das einfach auf mich zukommen«, erwidere ich schließlich.

Miriam schaut mich ungläubig an. »Wie – du hast keine Pläne?«

Nicht nur optisch sind wir sehr unterschiedlich. Meine Freundin ist dermaßen strukturiert und durchorganisiert, dass sie vermutlich nicht mal ein Wochenende verbringen könnte, ohne es vorher bis ins Detail zu durchdenken und sich To-do-Listen anzulegen. *Neun Uhr aufstehen und Yoga, zehn Uhr frühstücken, elf Uhr lesen, zwölf Uhr Stadtbummel, vierzehn Uhr Mittagssnack, fünfzehn Uhr Gesichtsmaske ...* Seit wir vor zwei Jahren mal einen Kurzurlaub miteinander verbracht haben, weiß ich, dass Miriam alles kann, nur nicht in den Tag hineinleben.

Früher war ich ganz ähnlich wie sie. Freds Tod hat mich verändert und mir gezeigt, dass die schönsten Pläne nichts nützen, wenn einem das Schicksal einen Strich durch die Rechnung macht. Denn dann kommt es nur darauf an, irgendwie mit der neuen Situation zurechtzukommen. Ganz nach dem Motto: *Wenn das Leben dir Zitronen schenkt, mach Limonade daraus.* Ganz so weit bin ich zwar noch

nicht, aber für ein zitroniges Raumspray würde meine inzwischen erlangte Resilienz vermutlich ausreichen.

»Ich bin offen für alles, was da kommt. Das Leben ist nun mal eine Wundertüte«, erkläre ich und nippe an meinem Tee.

»Aber es muss doch etwas geben, was dir vorschwebt. Du könntest zum Beispiel Sprachkurse geben oder Reiseleiterin werden oder einen Vintage-Laden eröffnen.«

»Du meinst, weil ich selbst schon ein Fossil bin?« Ich feixe. Zwar bin ich ein paar Monate älter als Miriam, doch anders als ihr machen mir weder Falten noch graue Haare oder der bevorstehende runde Geburtstag etwas aus. Sie kämpft mit kastanienbrauner Haarfarbe, Hyaluron und einem eisernen Sportprogramm gegen die Zeichen des Älterwerdens an – und Geburtstage ignoriert sie prinzipiell.

»Pah, wir sind in den allerbesten Jahren. Taff, clever, lebenserfahren. Und Vintage ist nun mal dein Stil. Ich meine, du siehst aus wie einem Siebzigerjahre-Plattencover von Fleetwood Mac entsprungen.«

Ich pruste los. Wo sie recht hat ... Tatsächlich liebe ich Fleetwood Mac sehr, und Stevie Nicks ist meine absolute Lieblingssängerin – nicht nur, weil ich ihr ein wenig ähnlich sehe und ihren Style gut finde. Ich kenne auch all ihre Songs auswendig, und wenn ich sie irgendwo höre, kann ich nicht anders, als lauthals mitzusingen.

»Du hast recht, vielleicht mach ich das mit dem Vintage-Laden tatsächlich. Oder ich schreibe ein Buch – aber eins ohne Mord und Totschlag. Oder ich gebe mir einfach ein paar Monate Zeit, um herauszufinden, was ich eigent-

lich möchte. Irgendetwas wird sich schon ergeben, da bin ich zuversichtlich.«

Miriam nickt. »Ganz bestimmt.«

»Du wirkst nicht überzeugt.«

»Ach weißt du, am allerliebsten wäre mir natürlich, alles würde so bleiben, wie es war. Aber so funktioniert das Leben leider nicht.« Sie wirkt bedrückt.

»Sorry, wir reden hier die ganze Zeit nur über mich – ist denn bei dir alles okay?«, frage ich besorgt.

Miriam winkt ab. »Ach, es ist gar nichts, eigentlich.«

»Eigentlich?«

»Okay, du hast mich erwischt. Aber ich will dich nicht mit meinen lächerlichen Sorgen belasten.«

Jetzt bin ich diejenige, die nach ihrer Hand greift. »Du bist meine Freundin, und wenn du Sorgen hast, will ich davon erfahren. Und ich werde sie nicht lächerlich finden, weil du das offenbar auch nicht tust. Also, was ist los?«

Sie druckst herum, und dann rückt sie damit heraus. »Mir wurde die Wohnung gekündigt. Wegen Eigenbedarf. Ich habe drei Monate Zeit, mir was Neues zu suchen. Aber du weißt selbst, wie schwer es ist, in Frankfurt etwas Bezahlbares zu finden. Es soll ja auch hübsch sein und in einer netten Gegend liegen.«

Miriam wohnt, seit ich sie kenne, in einer wundervollen Gründerzeitvilla, die in der Nähe des Holzhausenparks steht. Mit Stuckdecken, riesigen Fenstern, Parkettboden, Flügeltüren und Terrasse. Und weil die Eigentümerin, eine alte Dame, schon seit Jahren die Miete nicht mehr angehoben hat, zahlt sie dafür vergleichsweise einen Spottpreis.

»Ich dachte, deine Vermieterin wohnt selbst in dem Haus?«

»Sie ist vor einigen Monaten in ein Seniorenheim gezogen und letzte Woche mit fünfundneunzig Jahren gestorben. Jetzt habe ich es mit ihren Erben zu tun, und die wollen alles in Eigentumswohnungen umwandeln.« Sie verdreht die Augen.

»Ach, Miriam, das tut mir so leid. Das wird sicher nicht leicht. Wenn du willst, helfe ich dir bei der Wohnungssuche. Und wer weiß, vielleicht werde ich am Ende sogar Maklerin.«

Miriam lächelt. »Das ist so lieb von dir, aber sei mir nicht böse – als Immobilienmaklerin sehe ich dich nun wirklich nicht. Verhandlungsgeschick ist nicht gerade deine Stärke.«

Erwischt. Wenn Miriam nicht von sich aus regelmäßig mein Honorar erhöht hätte, würde ich noch immer dieselben Tarife verlangen wie vor zwanzig Jahren.

»Trotzdem kann ich dir ja helfen, was Neues zu suchen. Und wenn du innerhalb der Dreimonatsfrist nichts Passendes gefunden hast, ziehst du einfach solange zu mir.«

Miriam's Augen schimmern verdächtig. »Ist das dein Ernst? Du würdest mich aufnehmen?«

»Aber sicher. Platz ist bei mir genug. Womöglich gefällt uns das Freundinnen-WG-Leben ja sogar. Und wenn nicht, bleibt es einfach eine Übergangslösung, bis du den Vertrag für deine neue Traumwohnung unterschreiben kannst.«

»Hannah, du bist die Allerbeste!«

Ich atme auf. All meine Befürchtungen haben sich in Luft aufgelöst. Miriam ist mir wegen meiner Absage keineswegs böse, und nun ziehen wir womöglich sogar zusammen. Und tief in meinem Herzen wünsche ich mir, dass ihre Wohnungssuche erfolglos bleibt.

»Ich bin bloß egoistisch«, erwidere ich. *Und furchtbar einsam*, füge ich in Gedanken hinzu.

Kapitel 2

Ausweichmanöver

Ich komme einigermaßen gut voran mit der Fjelldal-Übersetzung, doch es ist eine einzige Quälerei. Allein der Tatsache, dass ich schon mehrere Vorgängerbände bearbeitet habe und daher die meisten Protagonisten, das Setting und den Stil der Autorin kenne, verdanke ich es, dass ich schon ein knappes Viertel des Textes geschafft habe.

Der Täter hat sein Opfer inzwischen entführt und hält es in einem Bunker gefangen. Es ist grauenvoll. Ich frage mich, wer so etwas Verstörendes freiwillig lesen will. Dann wird mir bewusst, dass ich selbst früher ganz verrückt nach solchen Psychothrillern war.

Noch eine Seite, dann brauche ich eine Pause. Draußen herrscht sonniges Vorfrühlingswetter, für Anfang März ist es ungewöhnlich warm. Ich ziehe einen leichten Mantel über und rechtfertige meinen spontanen Spaziergang vor

mir selbst mit der Tatsache, dass ich dringend einkaufen gehen muss. Doch ich erledige meine Besorgungen nicht im Supermarkt um die Ecke, sondern in einem, der eine gute Viertelstunde entfernt liegt.

Unterwegs rufe ich Miriam an und berichte von meinen Fortschritten. »Den Abgabetermin Ende April schaffe ich auf jeden Fall«, versichere ich ihr.

»Großartig«, erwidert sie, doch ihre Stimme verrät, dass sie nicht gerade glücklich ist.

»Alles okay bei dir?«

»Ach, es ist nur wegen dieser Wohnungssache. Ich habe ein paar Immobilienportale gecheckt, und die Situation ist schlimmer als befürchtet. Es gibt kaum Angebote, und wenn, dann sind sie entweder in einer üblen Gegend oder übelst teuer. Um nicht zu sagen: unbezahlbar.«

»Du weißt, mein Angebot steht«, erinnere ich sie.

Sie seufzt. »Ich will dir doch nicht zur Last fallen. Aber wenn kein Wunder passiert, werde ich wohl darauf zurückkommen müssen.«

»Das wäre keine Last für mich, sondern eine Freude«, versichere ich ihr. Und in diesem Moment wird mir bewusst, wie sehr ich es satt habe, allein zu leben. Niemanden zu haben, mit dem ich die kleinen Freuden, aber auch Sorgen des Alltags teilen kann. Sämtliche Mahlzeiten allein zu verbringen und dabei fernzusehen oder zu lesen, statt mich angeregt mit jemandem zu unterhalten. Und die langen Abende ...

Zurück vom Einkaufen, räume ich nur schnell die Tasche aus, dann setze ich mich wieder an den Schreibtisch und zwingen mich, zwei Seiten am Stück zu übersetzen. Die Arbeit schlägt mir aufs Gemüt, und weil mir Bewegung am besten hilft, wenn ich deprimiert bin, hole ich den Staubsauger aus dem Kämmerchen und mache gründlich sauber. Mein gemütliches Arbeitszimmer ist zwar klein, aber der Rest des Appartements hat großzügig geschnittene Räume; allein die Wohnküche mit Essbereich, die direkt ins Wohnzimmer übergeht, ist größer als die Wohnung, in der ich aufgewachsen bin. Meine Eltern waren einfache Leute, mein Vater arbeitete als Fernfahrer, meine Mutter war Friseurin. Um mir ein Studium zu ermöglichen, lebten sie extrem sparsam und verzichteten auf vieles – was mir allerdings erst im Nachhinein bewusst geworden ist, als es schon zu spät war, ihnen dafür zu danken. Sie sind beide früh gestorben, Papa an einem Herzinfarkt, Mama an Brustkrebs. Was mich daran erinnert, dass ich unbedingt mal wieder einen Vorsorgetermin vereinbaren sollte.

Ich schalte den Staubsauger aus und versuche, mein Zuhause mit Miriams Augen zu sehen. Würde sie sich hier wohlfühlen? Statt Stuck gibt es bei mir Holzbalken an der Decke, statt Eichenparkett nur wurmstichige Kiefernholzdielen, statt einer Terrasse bloß einen Balkon und statt schicker Flügeltüren offene Durchgänge in schiefen Wänden. Typisch Altbau eben – aber nicht so wie in einer eleganten Gründerzeitvilla, sondern viel schlichter – und, wie ich finde, auch gemütlicher. Doch die Geschmäcker sind nun mal verschieden, und während ich es gern bunt und

gemütlich habe, liebt Miriam es eher minimalistisch. In ihrer Küche ist alles clean und glänzend, die Schranktüren mit den hellgrauen Hochglanztüren und den unsichtbaren Griffen sehen fast aus wie in einem Labor. Das kann man meiner Landhausküche aus mintgrün gebeiztem Holz nun wirklich nicht nachsagen, doch ich liebe sie heiß und innig. Genauso wie die farbenfrohe Wandgestaltung – Fred hat alles nach meinen Wünschen gestrichen, und anders als bei Miriam ist keine einzige Fläche weiß.

Ich stelle den Staubsauger wieder an seinen Platz und begeben mich zurück zu meinem Arbeitszimmer, um weiterzuarbeiten, doch dann bleibe ich abrupt stehen. Wo soll ich Miriam eigentlich unterbringen, wenn sie tatsächlich bei mir einzieht? Ja, meine Wohnung ist groß, aber wird sie sich wirklich mit dem kleinen Gästezimmer zufriedengeben, das wir nach Jonathans Auszug aus seinem Vierzehn-Quadratmeter-Reich gemacht haben? Viel geeigneter wäre natürlich Freds Arbeitszimmer, zu dem sogar ein eigenes Bad gehört. Fred war als Unternehmensberater zwar viel unterwegs, hat aber hin und wieder auch Kunden in seinem Homeoffice empfangen oder gar Workshops abgehalten, daher brauchte er so viel Platz. Wir haben die zwei Räume gleich hinter der Eingangstür, die den vorigen Eigentümern als weitere Kinderzimmer gedient hatten, zu einem großen Büro mit Sanitärbereich umgebaut, weil ich nicht wollte, dass seine Kunden unser privates Badezimmer benutzen.

Die beiden Räume wären perfekt für Miriam – theoretisch jedenfalls. Praktisch wäre das Ganze allerdings mit

einem Riesenaufwand verbunden, denn ich habe nach Freds Tod nichts darin verändert. Ich betrete sein Arbeitszimmer nur alle paar Monate zum Durchlüften und Säubern – heute zum Beispiel habe ich es ausgespart. Da müsste erst einmal ausgeräumt und renoviert werden.

Ich verdränge diesen Gedanken und rufe mich zur Disziplin. Wenn ich den Abgabetermin Ende April einhalten will, darf ich nicht herumtrödeln.

Tatsächlich schaffe ich bis zum späten Nachmittag ein komplettes Kapitel. Der Bösewicht treibt weiter seine Psychospielchen, aber das Opfer ist clever und manipuliert ihn nun ihrerseits. Ehe wieder etwas Schlimmes passiert, mache ich Schluss für heute, speichere die Datei ab und fahre den PC herunter.

Im Kühlschrank stehen noch eine angebrochene Flasche Rosé und eine Portion Gemüseauflauf, die ich lediglich aufwärmen muss. Nach der Arbeit an der Übersetzung habe ich keine Lust, beim Essen zu lesen, und im Fernsehen kommt um diese Zeit auch nur Mist, der mich nicht interessiert. Stattdessen schalte ich das Radio ein und habe Glück – gerade läuft *Go Your Own Way* von Fleetwood Mac. Während ich den Gemüseauflauf aufwärme, singe ich lauthals mit und vergesse für einen Moment alles, was mein Leben gerade so kompliziert macht. Denn eigentlich sind das alles nur belanglose Nebensächlichkeiten. Im Grunde geht es mir gut – ich bin gesund, habe nette Menschen in meinem Umfeld und lebe so selbstbestimmt, wie es nur möglich ist. Dank Freds Lebensversicherung und

unseren Ersparnissen bin ich auch finanziell abgesichert und muss mir um Geld keine Sorgen machen, zumal ich ein eher bescheidenes Leben führe.

Erst später beim Essen fällt mir auf, was ich da gerade geträllert habe. *Go Your Own Way*, das ist wie eine Aufforderung an mich selbst. Ich werde bald ein neues Kapitel meines Lebens aufschlagen, aber bislang habe ich noch nicht die geringste Vorstellung davon, wie das aussehen soll und wohin mein Weg mich führen wird.

Miriam gegenüber habe ich zwar behauptet, ich sei da ganz entspannt und das würde sich schon von selbst ergeben, aber wenn ich ehrlich zu mir bin, muss ich zugeben, dass das vermutlich nicht passieren wird. Jedenfalls nicht, wenn ich mein Leben so weiterführe wie bisher, nur eben ohne die Übersetzungsaufträge. Ich werde mehr freie Zeit haben, okay, aber womit soll ich diese zusätzlichen Stunden füllen?

Ich könnte mich in einem Fitnessstudio anmelden. Aber das habe ich schon mehrfach probiert und immer wieder aufgegeben. Und kein einziges Mal lag es an Zeitmangel, sondern daran, dass das Gewichtestemmen in einer Muckibude einfach nichts für mich ist. Ich fühle mich dabei beobachtet, unwohl und irgendwie fehl am Platz.

Tatsächlich habe ich keine Vorstellung davon, wie mein Alltag aussehen wird, nachdem ich mit *Blutkeller* fertig bin. Ich sehe mich auch nicht wirklich als Vintage-Ladenbesitzerin oder als Reiseleiterin. Es müsste etwas sein, wofür ich so richtig brenne – aber seit ich nach Freds Tod in den reinen Funktionsmodus geschaltet habe, konnte ich mich

nie mehr für etwas dermaßen begeistern, dass ich wirklich Feuer gefangen hätte.

Ob ich mir vielleicht einen Hund anschaffen sollte? Hm. Dann wäre ich wenigstens nicht mehr so allein und bekäme genug Bewegung und frische Luft. Außerdem sind Haustiere gut für die Seele. Aber eine echte Lebensaufgabe wäre so ein vierbeiniger Mitbewohner auch nicht.

Zum Glück habe ich noch ein paar Wochen Zeit, bevor es so weit ist. Noch habe ich knapp dreihundert Seiten voller Blut, Hass, Psychoterror, Brutalität und menschlicher Abgründe zu übersetzen. Um mich abzulenken, mache ich es mir auf dem Sofa gemütlich und schaue ein paar Folgen von *This Is Us*, meiner absoluten Lieblingsserie. Großartig erzählt, vielschichtig und mit ganz viel Gefühl – die Kleenex-Packung liegt in Griffweite ...

Am nächsten Tag schaffe ich noch vor der Mittagspause ein ganzes Kapitel. Ich glaube, das hat nur funktioniert, weil ich mich mit der Arbeit von meinen Grübeleien ablenken will. Ein klassisches Ausweichmanöver.

Nachdem ich mir beim Asiaten um die Ecke einen Saté-Spieß mit Erdnusssauce und einen Algensalat geholt habe, lasse ich es mir bei sage und schreibe sechzehn Grad und Sonnenschein auf dem Balkon schmecken.

Wenn ich einen Hund hätte, würde ich jetzt liebend gern mit ihm in den Park gehen oder sogar raus aufs Land fahren. Aber das müsste ich auch bei Eis und Schnee machen und – was noch schlimmer ist – bei schwülen siebenunddreißig Grad im nächsten Jahrhundertsommer.

Nein, ein Vierbeiner ist vielleicht doch nichts für mich. Und er würde in einer Stadtwohnung auch nicht glücklich. Ja, wenn Fred und ich den Plan von einem Häuschen irgendwo im Taunus oder in der Wetterau wirklich in die Tat umgesetzt hätten, wäre das etwas völlig anderes. Außerdem mag Miriam sicher keine Haustiere. Ich glaube, sie ist sogar allergisch – oder war das nur gegen Katzenhaare? Sollte sie demnächst hier einziehen, will ich es nicht drauf ankommen lassen.

Ja, aber sollte sie wirklich hier einziehen, und sei es auch nur vorübergehend, muss ich Platz für sie schaffen.

Ich beende meine Pause und betrete zum ersten Mal seit Langem Freds Zimmer. Alles liegt noch exakt so da, wie er es verlassen hat. Sogar seine Brille, das aufgeschlagene Sportmagazin und seine Birkenstock-Pantoletten.

Mitten im Raum drehe ich mich um die eigene Achse und fühle mich völlig überfordert. Ich habe es ja noch nicht einmal geschafft, Freds Kleiderschrank auszuräumen. Obwohl es ihn natürlich nicht zurückbringt, wenn ich alles unberührt lasse, kann ich mich dennoch nicht dazu durchringen, hier jede Spur von ihm auszuradiieren. Das wäre, als würde ich seinen Tod endgültig besiegen. Was natürlich Unsinn ist, denn das hier sind nur Gegenstände – und er bleibt ohnehin für immer in meinem Herzen, auch ohne die Lesebrille und seine Zeitschriften.

Ich atme tief durch und bilde mir ein, in der Luft läge noch ein Hauch seines Rasierwassers. Sandelholz, Orange und Moos. Aber da spielt mir meine Fantasie sicher einen Streich.

Jonathan würde mich auslachen. Er findet ohnehin, dass es ungesund ist, dieses *Museum*, wie er es nennt, zu erhalten.

»Damit machst du es dir doch nur noch schwerer, Mama«, hat er bei unserem letzten Treffen gesagt.

»Aber ich brauche den Platz doch sowieso nicht, was spielt es also für eine Rolle?«, habe ich erwidert.

Tief in meinem Herzen weiß ich natürlich, dass er recht hat. Und nun entfällt auch noch meine Standardausrede, denn wahrscheinlich werde ich den Platz bald für Miriam brauchen, also sollte ich mich endlich überwinden, auszuräumen.

Aber nicht heute. Morgen vielleicht. Ich muss sowieso erst noch Kisten besorgen und mir überlegen, was ich mit den Möbeln mache. Vielleicht ist ein Sozialkaufhaus interessiert? Das will alles organisiert werden.

Aber erst mal setze ich mich wieder an den Schreibtisch und arbeite mit verbissener Entschlossenheit an einem weiteren Kapitel.

Der Entführer wurde wegen Fahrens in einem gestohlenen Wagen verhaftet. Die Polizei hat ihn aus purem Zufall erwischt, doch natürlich ahnt der Beamte, der ihn verhört, nichts von dem verzweiferten Opfer im Bunker. Die arme Frau trinkt gerade den letzten Schluck aus der Wasserflasche, die er ihr am Vortag dagelassen hat, doch dass so bald kein Nachschub zu erwarten ist, ahnt sie noch nicht. Wenn der Entführer nicht bald aus der Haft entlassen wird, ist sie dem sicheren Tod durch Verdursten geweiht. Mit dieser verstörenden Information endet das Kapitel, und ich

beschleße, für heute Schluss zu machen, um keine Albträume zu riskieren. Jetzt brauche ich ein Kontrastprogramm, quasi als Gegengift. Vielleicht lese ich einen schönen Liebesroman?

In diesem Moment vibriert mein Smartphone, eine Terminerinnerung: *Abendessen bei Jonathan und Louisa in einer Stunde.*

Das war heute? Daran habe ich überhaupt nicht mehr gedacht. Was mir sonst nie passiert, denn unsere monatlichen Treffen sind mir heilig und gehören zu den Highlights meines Lebens. Zum Glück haben wir März, denn in ungeraden Monaten besuche ich die beiden in Schwanheim im Südwesten Frankfurts mit guter Anbindung zum Flughafen, wo Louisa arbeitet, während sie in geraden Monaten zu mir kommen. Nun, da wäre ich jetzt ganz schön aufgeschmissen und müsste wohl auf einen Lieferservice zurückgreifen, denn mein Kühlschrank gibt nicht viel her außer ein paar Avocados, Tomaten, Eiern, Oliven und Joghurt.

Auch so muss ich mich ganz schön beeilen, denn die Fahrt durch den Feierabendverkehr wird mich locker vierzig Minuten kosten. Es bleibt mir also nur eine gute Viertelstunde, um mich umzuziehen, zurechtzumachen und eine gute Flasche Rotwein als Mitbringsel zu besorgen.

Ich wuschele mir vor dem Spiegel mit den Händen die Locken durch, trage etwas Puder und Mascara auf, schlüpfе schnell in eins meiner Lieblingskleider aus weich fließendem Jersey mit Blumenprintmuster und ziehe meine cognacfarbenen Wildlederstiefeletten an, schnappe Handtasche und Autoschlüssel und mache mich auf den Weg.

Im Supermarkt um die Ecke gibt es eine gut sortierte Vinothek. Ich entscheide mich für den Merlot, der Jonathan schon beim letzten Mal so gut geschmeckt hat, und bezahle. Kurz überlege ich, die U-Bahn zu nehmen, um meinen Parkplatz direkt vor dem Haus nicht aufgeben zu müssen, doch dann entscheide ich mich doch für das Auto, denn falls es spät wird, fühle ich mich darin einfach wohler.

Ich war früher nie ängstlich, auch nicht, wenn ich nachts allein in der Stadt unterwegs war, aber seit Fred ... Irgendwie hat sein Tod so viel verändert. Sogar mich verändert. Aber eins ist geblieben: die gute Beziehung zwischen Jonathan und mir. Er hat mir schon als Kind rückhaltlos vertraut und wurde mir auch in den schwierigen Jahren seiner Pubertät nicht fremd. Im Gegenteil, er hat mir sogar von seinen Schwärmereien erzählt und bei mir Trost gesucht, wenn er Liebeskummer hatte.

Manchmal zieht Louisa ihn damit auf und nennt ihn Muttersöhnchen, aber das ist er keineswegs. Jonathan ist ein kluger, selbstbewusster Mann von inzwischen einunddreißig Jahren, der als Investmentberater in einer großen Bank arbeitet, gutes Geld verdient und glücklich verheiratet ist. Und der außerdem seine Mutter liebt und nach wie vor Wert auf ihren Rat, ihre Meinung und ihre Lebenserfahrung legt. In dieser Hinsicht bin ich wirklich ein Glückspilz!

Kapitel 3

Sackgasse

»Schön, dass du da bist – komm rein, Hannah –, Jonathan werkelt noch in der Küche herum«, begrüßt mich meine Schwiegertochter und umarmt mich herzlich.

Kochen ist die Leidenschaft meines Sohnes – das hat er von seinem Vater. Fred hat es auch immer geliebt, die kompliziertesten Rezepte auszuprobieren, während ich einfach nur irgendwas auf den Tisch bringen will. Und seit ich allein bin, hole ich mir meistens etwas vom Asia-ten oder von dem wunderbaren Türken um die Ecke. Dass Jonathan sich nach einem anstrengenden Arbeitstag in der Bank noch freiwillig so viel Mühe macht, hat mich schon immer gewundert, aber er sagt, es entspannt ihn.

»Ich hab wieder den Merlot mitgebracht, der euch beim letzten Mal so gut geschmeckt hat«, sage ich und drücke Louisa die Flasche in die Hand.

Sie lächelt, und wieder einmal wird mir bewusst, dass es wohl nur wenige Frauen gibt, denen ein Pixieschnitt so gut steht wie meiner Schwiegertochter. Die kurzen dunkelblonden Haare bringen ihre hohen Wangenknochen, ihre mandelförmigen Augen und ihren fein geschwungenen Nacken so richtig zur Geltung. Louisa ist eine wirklich schöne Frau, außerdem intelligent und freundlich. Jonathan hat einen guten Fang mit ihr gemacht.

Während ich meine Jacke aufhänge, fällt mein Blick auf die antike Kommode, ein Erbstück von Freds Großeltern, die ich den beiden zur Hochzeit geschenkt haben. Es ist fast ein bisschen schade darum, dass sie hier in der Diele als Schuhschrank fungiert, auch wenn sie sich dafür hervorragend eignet und einen wunderbaren Blickfang abgibt. Doch eigentlich hatte ich gehofft, dass sie einen echten Ehrenplatz in der Wohnung bekommen würde. Was ich mir natürlich nie anmerken ließ.

Tatsächlich würde so ein antikes Stück nicht wirklich zum modernen, fast minimalistischen Einrichtungsstil der beiden passen, das muss ich zugeben.

Wir betreten die großzügige Wohnküche mit Kochinsel und Theke, an der man wie an einer Bar sitzen kann.

»Hey Mum, ich hoffe, du hast ordentlich Hunger mitgebracht«, begrüßt mich Jonathan und gibt mir einen Kuss auf die Wange. Ich umarme ihn und genieße den Augenblick der Nähe. Ich wünschte, ich hätte ihn öfter um mich als nur bei diesen monatlichen Treffen und an den Samstagen, an denen Louisa arbeitet und er mit einer Tüte Croissants und Brötchen zum Frühstück bei mir vorbeikommt.

»Ich hab uns schon ein paar Drinks gemixt«, sagt er und stellt die Gläser auf die Theke. Ich nehme auf einem Barhocker Platz und stoße mit den beiden an.

»Ich hoffe, der ist nicht allzu stark, ich bin mit dem Auto da«, erkläre ich.

»Keine Sorge, ist alkoholfrei«, erwidert Jonathan. »Die Vorspeise wird auch gleich fertig, nur noch ein paar Minuten.« Er wirft einen Blick in den Backofen, wo mit Käse überbackene Grilltomaten und mit Shrimps gefüllte Champignons vor sich hin schmoren.

»Es duftet schon superlecker«, sage ich. »Es ist schön, mich mal wieder von euch verwöhnen lassen zu können.«

»Du meinst wohl: von Jonathan.« Louisa schaut ihn liebevoll an. »Ich habe diesmal nur den Einkauf übernommen und freue mich auch auf seine Kreationen.«

Wir nehmen unsere Gläser mit zum Esstisch, und Jonathan serviert mit großer Geste die Vorspeise, die er mit ein paar Klecksen Sauerrahm und etwas Feldsalat dekoriert hat.

»Es schmeckt herrlich«, schwärme ich nach dem ersten Bissen. »Ein Gedicht!«

Ich sehe meinem Sohn an, wie sehr ihn mein Lob freut. Wenn er lächelt, blitzen seinen Augen. Einmal wieder wird mir bewusst, wie sehr er seinem Vater ähnelt, auch rein optisch. Zwar ist er etwas größer und schlaksiger, als Fred es war, aber ebenso sportlich. Jonathan joggt regelmäßig, trainiert Jiu-Jitsu und liebt Wassersport von Segeln bis Surfen.

»Auf einer Skala von eins bis zehn?«, fragt er nach mei-

ner Bewertung, als wären wir beim perfekten Dinner. Er ist nun mal ein Zahlenmensch.

»Eine glatte Elf«, erwidere ich augenzwinkernd.

»Apropos«, sagt Louisa, »ihr werdet nicht glauben, was wir heute am Flughafen entdeckt haben: elf goldene Armbanduhren im Wert von je siebzigtausend Euro – versteckt in einer Babywindel. Einer benutzten, wohlgemerkt.«

»Igitt!« Ich muss lachen. »Die Schmuggler werden immer kreativer.«

Louisa nickt. »Allerdings, sie schrecken vor nichts zurück. Wenigstens hat es nur gestunken und war nicht so gefährlich wie letzte Woche, als meine Kollegin einen Koffer voller Giftschlangen entdeckte.«

Mir läuft ein Schauer über den Rücken. »Puh, die Arbeit als Zollinspektorin ist ja fast gruseliger als die Geschichten in den Thrillern, die ich übersetze. Gerade arbeite ich an *Blutkeller* von Liv Fjelldal, und ich kann es kaum erwarten, damit fertig zu werden.«

Jonathan runzelt die Stirn. »Aber du liebst deine Arbeit doch, oder?«

Ich habe den beiden noch nichts von meinen Plänen erzählt, mich zu verändern. »Alles hat seine Zeit«, beginne ich. »Früher habe ich auch privat gerne Krimis und Thriller gelesen, aber inzwischen belastet es mich zunehmend, diese Stoffe zu bearbeiten. Deshalb habe ich Miriam gesagt, dass das aktuelle Projekt mein letztes ist.«

»Liv Fjelldal – ist das nicht die Autorin, die wir mal auf der Buchmesse getroffen haben? Damals, als Norwegen Gastland war?« Jonathan scheint den Kern meiner Aussage

nicht begriffen zu haben – oder er ist in Gedanken noch bei dem, was ich zuvor gesagt habe.

»Ja, genau. Sie ist absolut reizend, und wenn man sie so sieht, würde man ihr eher zutrauen, dass sie Kinderbücher oder Liebesromane schreibt, nicht so ein blutrünstiges Zeug.«

Ich räume mit Jonathan die Vorspeisenteller ab, während Louisa für Getränke nachschub sorgt.

»Ist es das, was du zukünftig machen willst?«, nimmt sie das Gespräch wieder auf, während wir an der Theke Platz nehmen und Jonathan dabei zusehen, wie er das Hauptgericht zubereitet. Es gibt gegrillte Dorade mit grünem Spargel und Salbeikartoffeln. »Ich meine: Kinderbücher und Liebesromane übersetzen?«

Verblüfft schaue ich sie an. »Daran habe ich überhaupt noch nicht gedacht. Weißt du, eigentlich habe ich genug vom Übersetzen. Ich mache das jetzt schon seit über zwanzig Jahren, und irgendwie reicht es mir damit.«

»Oh, du willst dich zur Ruhe setzen?« Jonathan hält mich, anders als Miriam, offenbar keineswegs für zu jung dazu.

»Nicht unbedingt – irgendwas Neues wird sich schon für mich ergeben, aber es soll nichts mehr mit Mord und Totschlag zu tun haben. Davon habe ich die Nase gestrichen voll. Ich würde mich gern komplett umorientieren.«

Louisa starrt mich an, als hätte ich behauptet, ich wolle Astronautin werden. »In deinem Alter?«

Sie sagt das keineswegs abfällig, eher mitfühlend und ein wenig besorgt, doch die Bemerkung versetzt mir einen Stich.

»Gerade in meinem Alter«, gebe ich ein bisschen steif zurück. »Wenn nicht jetzt, wann dann?«

»Du hast sicher recht«, lenkt Louisa ein. »Entschuldige bitte, das hab ich nicht so gemeint. Ich dachte nur, du hast so viel Arbeit in deine Karriere und deinen hervorragenden Ruf in der Branche gesteckt, da wäre es ja fast schade, das alles einfach aufzugeben. Aber wenn es dich unglücklich macht ...«

Ich nicke schweigend, während ich Jonathan beim Anrichten helfe.

»Du trinkst ja sicher auch ein Glas Rotwein dazu?«, fragt Louisa.

»Gerne.«

Die Dorade ist perfekt gelungen, und der grüne Spargel schmeckt wunderbar nach Frühling. Die kleine Missstimmung von eben ist schon vergessen, und wir unterhalten uns angeregt über eine Netflix-Serie, die wir zufälligerweise gerade parallel schauen. Allerdings sehe ich sie natürlich im dänischen Original.

»Es ist mir ein Rätsel, wie du auch nur ein Wort davon verstehen kannst«, sagt Jonathan. »Für mich klingt Dänisch immer, als hätte ein Betrunkener eine heiße Kartoffel im Mund.«

Ich muss lachen. »So ganz ist das nicht von der Hand zu weisen – aber als Skandinavistin ist das für mich natürlich eine andere Sache. Du kennst die Sprache nur aus dem Urlaub, und mehr als *tak*, *goddag*, *hej* und *nej* hast du nie gelernt.«

»Welches ist eigentlich deine Lieblingssprache, Hannah?«, will Louisa wissen.

»Von denen, die ich studiert habe? Schwer zu sagen. Ich mag sie alle. Dänisch habe ich in unseren Familienurlaube häufig benutzt, aus dem Schwedischen habe ich die meisten Bücher übersetzt, aber mündlich bin ich im Norwegischen am sichersten, weil ich ein paar Semester in Bergen studiert habe.«

»Bergen, ist das nicht die Stadt, in der die Hurtigruten-Kreuzfahrten starten? Meine Eltern planen so eine Reise«, erzählt meine Schwiegertochter.

»Ja, und es ist außerdem die regenreichste Stadt Europas! Was ich allerdings nicht wusste, als ich mich für diese Uni entschied. Trotzdem war es eine herrliche Zeit.«

Ich denke noch oft und gern an diese unbeschwerte Phase meines Lebens zurück, als mir die Welt noch offenstand. Doch eigentlich war ich damals, wie viele junge Menschen, auch zutiefst verunsichert. Und wenn ich es mir so recht überlege, bin ich wieder an einem ganz ähnlichen Punkt im Leben angekommen. Auch jetzt steht mir alles offen, nur ich entscheide, wie ich meine Zukunft gestalte. Allerdings bin ich wesentlich erfahrener und selbstbewusster als mit Anfang zwanzig, und anders als seinerzeit habe ich keine finanziellen Sorgen. Vielleicht sollte ich, genau wie Louisas Eltern, auch mal eine Nordkap-Kreuzfahrt buchen? Vielleicht hätte ja sogar Miriam Lust, mich dabei zu begleiten ...

»Erde an Mum – bist du noch bei uns?« Jonathan wedelt mit den Händen vor meinem Gesicht herum, als versuche er, mich aus einer Trance aufzuwecken.

»Sorry, ich war in Gedanken. Hast du was gesagt?«

»Ähm – ja, wir wollten dir etwas erzählen.«

»Oh, da bin ich aber gespannt.« Ob sie vielleicht meine Gedanken erraten und mich zu so einer Reise einladen wollen? Jonathan war schon immer sehr empathisch, und es würde mich nicht wundern, wenn er sich etwas so Schönes für mich überlegt hätte. Womöglich als Geschenk zu meinem sechzigsten Geburtstag im September ... Dann leuchten die Polarlichter dort oben mit am schönsten!

Louisa lächelt. Etwas an ihrem Blick verrät mir, dass die Überraschung nichts mit einer Reise zu tun hat, noch bevor sie es ausspricht. »Wir bekommen ein Baby. Du wirst Oma.«

Mein Herz macht einen Satz, und ich springe auf, um die beiden zu beglückwünschen. »Wie wunderbar!«, rufe ich aus. Das ist noch viel, viel schöner als das, was ich mir ausgemalt habe.

Als wir dastehen und uns zu dritt umarmen, kann ich die Tränen des Glücks nicht länger zurückhalten.

»Aber das ist doch kein Grund, traurig zu sein. Wenn du dich zu jung fühlst, um Oma genannt zu werden, wird das Kind dich einfach Hannah nennen«, sagt Louisa.

Ich strahle und weine zugleich, während ich den Kopf schüttele und ihre Hand in meine schließe. »Ich lasse mich sehr gerne Oma nennen«, erkläre ich. »Ich bin einfach nur so ... überwältigt vor Freude.«

Die beiden führen mich in eins der bisher als Abstellkammer genutzten Zimmer. Es ist in einem freundlichen Hellgelb gestrichen und schon fix und fertig als Kinderzimmer eingerichtet. Auf der einen Seite steht eine Baby-

wiege, über der ein Schmetterlingsmobile hängt, auf der anderen ein Wickeltisch und ein Kleiderschrank mit Märchenmotiven.

»Wow – das ist ja perfekt. Wann ist es denn so weit?«

»Der errechnete Geburtstermin ist der siebte Juli«, erklärt Louisa und streichelt sich unwillkürlich über das Bäuchlein, das sich unter ihrer locker sitzenden Bluse tatsächlich schon abzeichnet. Wie konnte ich das die ganze Zeit bloß übersehen?

Ich rechne kurz nach. »Aber – dann bist du ja schon im fünften Monat?«

Louisa nickt. »Genauer gesagt in der siebzehnten Woche.«

»Oh, ihr Geheimniskrämer!« Das soll scherzhaft klingen, aber tatsächlich bin ich irritiert, dass sie die Neuigkeit so lange vor mir geheim gehalten haben.

»Ich hatte anfangs ein paar Probleme und wollte warten, bis ich ganz sicher bin, dass es klappt. Gestern waren wir bei meiner Gynäkologin, und sie hat mir grünes Licht gegeben. Alles sieht wunderbar aus.«

»Das freut mich sehr«, sage ich, doch wenn ich mir überlege, wie oft wir uns gesehen haben, seit sie von der Schwangerschaft wissen, hinterlässt das ein schales Gefühl der Enttäuschung, als hätten die beiden mich hintergangen. Doch dann wische ich diesen Gedanken beiseite. Bestimmt wollten sie mich einfach schonen und nicht mit der Sorge um eine eventuelle Komplikation oder gar Fehlgeburt belasten.

»Damit hat sich die Frage, was ihr diesen Sommer für eine Reise plant, wohl erledigt«, sage ich.